

JOACHIM EBERHARDT, „Es gibt für mich keine Zitate“. Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns (= Studien zur deutschen Literatur; Band 165), Tübingen (Niemeyer) 2002, 505 S.

Die auf den ersten Blick scheinbare Widersprüchlichkeit in Haupt- und Untertitel des Buches lassen den Leser die kritische Hinterfragung bisheriger Thesen zum Thema der Untersuchung, die Relativierung Bachmannscher Selbstaussagen und die Beschreibung eines für das Werk der Autorin stimmigen Intertextualitätsbegriffs erwarten. Allen drei Aspekten wird der Verf. im Lauf seiner Abhandlung durchwegs gerecht.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet der spätestens seit den achtziger Jahren von der Forschung manifestierte Befund, dass sich in Bachmanns Werken zahlreiche Bezüge zu autorfremden Texten oder anderen künstlerischen Ausdrucksformen (z. B. Musik) feststellen lassen, deren Spektrum vom markierten Zitat bis zur versteckten Anspielung reicht, deren Verifizierung in einschlägigen Studien aber bisweilen aus der jeweiligen Lektürekompetenz ihrer Verfasser bloß arbiträr begründet scheint. Daher sucht Eberhardt zunächst die grundsätzliche methodische Problematik intertextueller Lektüre aufzuzeigen (3ff.). Während bei markierten oder leicht erkennbaren Zitaten die Bedeutung des identifizierten Prätexts relativ stimmig in die Interpretation des

Posttexts, teilweise oder zur Gänze, einbezogen werden kann, geht bei versteckten Zitaten oder bloßen Anspielungen die Identifikation des intertextuellen Bezugs zunächst vom *Verdacht auf* oder *Zweifel an* seinem Vorhandensein aus. Der häufige Fehler, dabei aus analogen Einzelphänomenen in Prä- und Posttext kurzschlüssig intertextuelle Referenzen abzuleiten,¹⁾ kann dann nur durch Überprüfung von deren jeweiliger Funktion im Kontext von Prä- und Posttext vermieden werden. Erst aus der *analogen Funktion* der Phänomene in diesem Kontext ist die intertextuelle Referenz begründbar und für die Interpretation ergiebig.

Nach diesen Eingangsüberlegungen referiert der Verf. in Kap. II (13–38) die aktuelle Forschungslage zur Intertextualität im Allgemeinen. Er verweist u. a. auf die diametralen theoretischen Positionen Julia Kristevas und Burkhard Moennighoffs, deren heuristischer Wert für die konkrete Textanalyse problematisiert wird. Auch die bekannten epistemologischen Metaphern „Dialog der Texte“ (Bachtin) und „Palimpsest“ (Genette) werden in ihrem hermeneutischen Aussagewert relativiert. Stattdessen versucht der Verf. unter kritischer Auswertung neuerer Studien zur Intertextualität, bes. von Heinrich F. Plett, Susanne Holthuis und Peter Stocker²⁾ betreffs Autorintention, sinnstiftender Interferenzen zwischen Prä- und Posttext und Leserkompetenz, selbst heuristische Kriterien für das Vorliegen eines intertextuellen Bezuges zu entwickeln (21–27): Argumente für oder gegen das Vorliegen intertextueller Referenzen sollten ausgehen vom historisch faktischen Wissen über den Autor, etwa, ob er den vermuteten Prätext gekannt hat, und von der Interpretation des Posttexts im Hinblick auf die kohärente Integrationsmöglichkeit der vermuteten Referenz. Gegenüber der hiezu von der feministischen Literaturwissenschaft teilweise als Gegenposition vertretenen *Subversionstheorie*, der zufolge verborgene Referenzen die „Oberflächenbedeutung“ des Posttexts dekonstruieren und damit zu einer funktional abweichenden Bedeutungskonstitution gelangen, mahnt der Verf. unter Verweis auf Aspekte der neueren „Memoria“ – Diskussion (R. Lachmann) zur Vorsicht (28–38).

In Kap. III (39–82) hebt Eberhardt drei in der bisherigen Forschung als für Bachmanns Werk relevant erkannte „Typen von Intertextualität“ hervor, die teils unter Verweis auf entsprechende Aussagen der Autorin nomenklatorisch präzisiert, teils unter Anwendung seiner eigenen heuristischen Kriterien inhaltlich relativiert werden: die thematische und formale Beeinflussung durch andere Autoren, auffällige literarische Korrespondenzen in der Auseinandersetzung mit der Moderne und den produktiven Umgang mit „traditionellen Sprachwelten“ (d. h. mit Mythos, Märchen und christlich-biblichen Elementen). Das Schlagwort *Einfluss* sollte unter Verweis auf Bachmanns Interview mit Andrea Schiffner (5. Mai 1973) durch *Affinität* ersetzt werden,³⁾ da damit das für den Schaffensvorgang der Autorin symptomatische Phänomen der gedanklichen Nähe bei Wahrung der eigenen Originalität besser bezeichnet ist. Dergestalt könnten auch die in der Sekundärliteratur festgeschriebenen „Einflüsse“ Musils und Wittgensteins zurechtgerückt (51–55), die Proust-Bezüge als „überschätzt“ erkannt (57) und Sigrid Weigels Theorie von der Dekonstruktion des Neopositivismus durch W. Benjamin und Th. W. Adorno im Zyklus ›Das dreißigste Jahr‹ in Frage gestellt werden (58ff.). Dem Begriff der *literarischen Korrespondenzen*, die sich auf Zitate und Anspielungen aus einem bestimmten Prätext beziehen, möchte der Verf.

¹⁾ Der Verf. bringt dafür im Lauf seiner Untersuchung mehrere Beispiele zu Referenzen auf M. Proust, W. Benjamin und Th. W. Adorno, ja sogar zu P. Celan.

²⁾ Bes. HEINRICH F. PLETT (Hrsg.), *Intertextuality*, Berlin und New York 1991; – SUSANNE HOLTHUIS, *Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption*, Tübingen 1993; – PETER STOCKER, *Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien*, Paderborn 1998.

³⁾ Vgl. INGEBORG BACHMANN, *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*, hrsg. von CHRISTINE KOSCHEL und INGE VON WEIDENBAUM, München 1983, S. 124f. (Im Folgenden zit. als Gul).

jenen der *Spiegelung*, der sich auf unbewusste Übernahmen bezieht, als intertextuell relevant zur Seite stellen (62f.). Im Falle des produktiven Umgangs der Autorin mit der *christlich-biblischen Sprachwelt*, deren Signale im Großteil ihrer Werke erkennbar sind, fordert Eberhardt unter teilweiser Kritik an den Dissertationen von Hermann Weber und Marie-Luise Habel,⁴⁾ sie nicht aus theologischer Perspektive zur Rekonstruktion von Denkmodellen zu verwenden, sondern „als verfügbares Material“ zu betrachten, das dem Leser transzendente Konnotationen ermöglicht (72ff.). Am Ende des Kapitels ist schließlich ein längerer Abschnitt in Anlehnung an Vorarbeiten des Rezensenten⁵⁾ auch dem differenzierten Erkenntniswert der Privatbibliothek Bachmanns zur Verifizierung intertextueller Referenzen in ihrem Werk gewidmet (75–82).

In den folgenden Kapiteln IV bis VIII versucht der Verf. nun, seine theoretisch erarbeiteten Kriterien an ausgewählten Texten des Bachmannschen *Ceuvres* hermeneutisch anzuwenden.

Die Auswahl orientiert sich an der Forschungslage, indem einerseits bisher weniger behandelte Texte des Frühwerks, andererseits der zwar häufig interpretierte, im Hinblick auf das Vorliegen und die Funktionen intertextueller Referenzen eher lückenhaft bzw. widersprüchlich behandelte ›Malina‹ – Roman zu Gegenständen der Untersuchung werden. Die Anordnung der Texte erfolgt dabei nach einzelnen Werkgruppen und zugleich nach der Werkchronologie, um allfällige Entwicklungen im Umgang der Autorin mit dem Phänomen Intertextualität erkennbar zu machen. So behandelt Kap. IV die frühen Erzählungen ›Die Mannequins des Ibikus‹ und ›Das Lächeln der Sphinx‹ (83–104), Kap. V fünf Gedichte, die im Erstdruck in Hans Weigels Jahrbuch ›Stimmen der Gegenwart‹ (1952) zum Zyklus ›Ausfahrt‹ zusammengefasst wurden (105–163),⁶⁾ Kap. VI Erzählungen aus dem Umkreis von ›Das dreißigste Jahr‹ (164–211). Dabei geht es dem Verf. aber nicht um die bloße Dokumentation der intertextuellen Referenzen, sondern auch um die dadurch ermöglichte kritische Auseinandersetzung mit bisherigen Interpretationen der Texte, die subtil vorgeführt wird. In jedem Fall beachtet Eberhardt, seinen eingangs gewonnenen Kriterien folgend, auch den genetischen Aspekt der einzelnen Texte, ihre Rezeption und ihre Einordnung in den zeitgenössischen literarischen Kontext. Das scheinbar aus dem Anordnungskonzept dieses Teils der Untersuchung fallende Kap. VII „Musik als Motiv und Zitat“ diskutiert die in mehreren dazu erschienenen Studien (S. Greuner, K. R. Achberger, E. U. Lindemann)⁷⁾ vertretene Meinung von der *Musikalisierung* in Bachmanns Werk und das daraus bes. von H. Spiesecke und C. Caduff abgeleitete Konzept einer *Musikalischen Poetik* (212–262).⁸⁾

⁴⁾ HERMANN WEBER, *An der Grenze der Sprache. Religiöse Dimension der Sprache und biblisch-christliche Metaphorik im Werk Ingeborg Bachmanns*, Essen 1986; – MARIE-LUISE HABEL, „Diese Wüste hat sich einer vorbehalten“. *Biblisch-christliche Motive, Figuren und Sprachstrukturen im literarischen Werk Ingeborg Bachmanns*, Altenberge 1992.

⁵⁾ ROBERT PICHL, *Ingeborg Bachmanns Privatbibliothek. Ihr Quellenwert für die Forschung*, in: *Ingeborg Bachmann – Neue Beiträge zu ihrem Werk*, hrsg. von DIRK GÖTTSCHE und HUBERT OHL, Würzburg 1993, S. 381–388.

⁶⁾ *Stimmen der Gegenwart 1952*, hrsg. von HANS WEIGEL, Wien 1952, S. 48–53.

⁷⁾ SUZANNE GREUNER, *Schmerzton. Musik in der Schreibweise von Ingeborg Bachmann und Anne Duden*, Hamburg und Berlin 1990; – KAREN R. ACHBERGER, *Der Fall Schönberg. Musik und Mythos in ›Malina‹*, in: *Text und Kritik. Sonderheft*, 1984, S. 120–131; – sowie DIES., *Musik und „Komposition“ in Ingeborg Bachmanns ›Zikaden‹ und ›Malina‹*, in: *German Quarterly* 61 (1988), S. 193–212; – EVA U. LINDEMANN, *Die Gangart des Geistes. Musikalische Strukturen in der späten Prosa Ingeborg Bachmanns*, in: *Ingeborg Bachmanns ›Malina‹*, hrsg. von ANDREA STOLL, Frankfurt/M. 1992, S. 301–320.

⁸⁾ HARTMUT SPIESECKE, *Ein Wohlklang schmilzt das Eis. Ingeborg Bachmanns musikalische Poetik*, Berlin 1993; – CORINA CARDUFF, *Musik als Erinnerungsfigur bei Ingeborg Bachmann*, in: *Ingeborg Bachmann, Text und Kritik* H. 6 (1995) Neufassung, S. 99–110; – sowie DIES., „dadim, dadam“ – *Figuren der Musik in der Literatur Ingeborg Bachmanns*, Köln 1998.

Kap. VIII, das umfangreichste des Buches (263–423), ist der Intertextualität in ›Malina‹ gewidmet. Ausgehend von Selbstaussagen der Autorin über den Roman als „imaginäre Autobiographie“⁹⁾ und seine Funktion als „Ouvertüre“ zu den geplanten ›Todesarten‹-Texten¹⁰⁾ entwirft Eberhardt nach einem anregenden Referat über die verschiedenen Deutungsversuche der *sprechenden Namen* Malina und Ivan (271–277) die Skizze einer ›Malina‹-Interpretation, die nicht beansprucht, eigenwertig neben anderen zu stehen, sondern als hermeneutische Hilfskonstruktion vier Aspekte eröffnet, unter denen die inhaltlichen und strukturellen Funktionen der intertextuellen Referenzen möglichst systematisch dargestellt und einige – seiner Meinung nach kurzschlüssige – Interpretationen pragmatisch korrigiert werden können (278–284). Es sind dies die Frage nach der Konzeption von Malina und Ich als Doppelfigur, das Problem der verdrängten Vergangenheit des Ich (mit der Funktion der Träume im zweiten Kapitel des Romans), die thematische und strukturelle Funktion der kursiv gedruckten Textpartien (der Kagran-Legende und der leitmotivisch wiederkehrenden „utopischen Fragmente“) und die Frage nach der Einschätzung des Textes als Künstlerroman bzw. als Roman über die Bedingungen weiblicher Autorschaft. Im Folgenden werden die in der bisherigen Forschung als thematisch und strukturell relevant erkannten intertextuellen Referenzen nach den Analysekriterien des Verf. im Hinblick auf die stimmige Integrationsmöglichkeit in die Bedeutung des Posttexts überprüft, bestätigt oder gegebenenfalls in ihrem einseitig behaupteten Aussagewert revidiert oder neu gedeutet. Paradigmatische Schwerpunkte dieses Analyseteils sind etwa die musikalischen Bezüge (Schönbergs ›Pierrot lunaire‹, 305–320), Mozarts ›Exsultate, jubilate‹ (323f.), mehrere Wagner-Zitate (300f.) und die musikalischen Vortragsbezeichnungen Beethovens im dritten Kapitel (320f.), zahlreiche Celan-Referenzen (347–356), konzeptionelle Querverbindungen ›Malinas‹ zu Hans Weigels Roman ›Unvollendete Symphonie‹ (370f.) und Max Frischs ›Mein Name sei Gantenbein‹ (364f.), zentrale thematische Bezüge zu Barbey d'Aureville (374f.), zu Jean Amery (383f.) und zu Emil Staigers umstrittener Rede vom 17. Dezember 1966 ›Literatur und Öffentlichkeit‹ (377–382). Die besonders von Sigrid Weigel¹¹⁾ und Gudrun Kohn-Waechter¹²⁾ vertretene These von Malina als Repräsentanten des patriarchalisch zu deutenden Rationalitätsprinzips sucht Eberhardt mit philosophischen, biographischen und textimmanenten Argumenten zu widerlegen (388–409). Im letzten Abschnitt des Kapitels sucht der Verf. aus der differenzierten Fülle der Untersuchungen zur Intertextualität in ›Malina‹ unter dem Aspekt der dichterischen Intention vier Tendenzen der Forschung abzuleiten und exemplarisch zu beschreiben: Subversionstheorie, Dialogtheorie, Aneignungstheorie und Inhaltstheorie (419f.). Er resümiert, dass die unterschiedlich funktionalen Referenzen nicht strikt unter eine der genannten Thesen subsumierbar wären, weil das, wie in seiner Analyse mehrfach gezeigt, zu Fehl- oder Überbewertungen einzelner Bezüge führe.

In Kap. IX wird aus verschiedenen Äußerungen Bachmanns eine für ihr Werk angemessene „Theorie des Zitierens“ zu rekonstruieren versucht (424–446). Hier fordert Eberhardt, die in einschlägigen Untersuchungen meist als Ausgangspunkt verwendeten Statements der Autorin im Interview mit Josef Hermann Sauter (15. September 1965): „[...] hier und da erinnere ich mich an eine früh gehörte Zeile, [...] und wenn mir etwas sehr gefällt, wenn ich meine, es müsse ‚gerettet‘ werden, dann verwende oder variiere ich einen Ausdruck, gebe ihm einen neuen Stellenwert“¹³⁾

⁹⁾ GuI, S. 73.

¹⁰⁾ Ebenda, S. 95.

¹¹⁾ SIGRID WEIGEL, Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses, Wien 1999.

¹²⁾ GUDRUN KOHN-WÄECHTER, Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns ›Malina‹, Stuttgart 1992.

¹³⁾ GuI, S. 60.

bzw. mit Dieter Zilligen (22. März 1971): „Es gibt für mich keine Zitate, sondern die wenigen Stellen in der Literatur, die mich immer aufgeregt haben, die sind für mich das Leben“¹⁴), nicht isoliert zu verstehen, sondern sie zu ihrer in den ›Frankfurter Vorlesungen‹, der ›Kriegsblinden‹ und ›Anton Wildgans-Preisrede‹ bzw. in anderen Interviews dokumentierten Sprachauffassung in Bezug zu setzen: Zitate und Anspielungen aus den Prätexten besitzen Autorität, sie leisten Widerstand gegen die „Phrasen der Zeit“, indem sie sich den wesentlichen existentiellen Themen zuwenden, sie vermitteln geschichtliche Lebenserfahrung und verbinden diese mit einem moralischen Appell für die Zukunft, sie prägen Formeln im Gedächtnis des Lesers, um die Welt je und je neu erfahren zu können und sie dokumentieren schließlich die Identifikation der Autorin mit dem Zitierten selbst.

In den „Abschließenden Bemerkungen“ des Kap. X (447–456), die auch einen Überblick über die Behandlung des Phänomens „Intertextualität“ in der neueren Bachmannforschung enthalten (451ff.), resümiert Eberhardt, es ginge Ingeborg Bachmann „nicht um das formale Experiment und Spiel mit einer schließlich weltlosen Sprache, noch um den Aufbau einer intertextuellen Gegenwart, sondern – vor allem im Spätwerk – um die kritische Auseinandersetzung mit der realen Welt“ (451). Fremde und eigene Texte gälten denselben Sachverhalten und Erfahrungen. Davon sei die Intertextualität in ihren Werken motiviert.

Die nachdrücklichste Wirkung auf den Leser erzielt Joachim Eberhardts Untersuchung durch die Klarheit und Stringenz der Diskursabwicklung, die auch durch zeitweilige Exkurse nicht beeinträchtigt wird. Diese behandeln einzelne, in der Sekundärliteratur inzwischen festgeschriebene Deutungen der Thematik bzw. Schreibweise in Bachmanns Œuvre und versuchen sie unter Rekurs auf zusätzliche Aspekte der jeweiligen Werkgenese, des zeitgenössischen literarischen Kontexts, künstlerischer Einflussbereiche oder philosophischer Traditionen zu ergänzen bzw. manchmal auch als oberflächlich oder einseitig artikuliert zu bewerten. So setzt der Verf. etwa S. Weigels Deutung der frühen Erzählung ›Das Lächeln der Sphinx‹ als erstmaliger Thematisierung der „Kritischen Theorie“, die bereits auf das Spätwerk vorausweise, mit schlüssigen Argumenten seine Interpretation des Textes als einer zeitgeschichtlich motivierten Kritik an der NS-Herrschaft im parabolischen Erzählmuster entgegen (100–104). Die generell als Thematisierung der Wahrheitsproblematik abgehandelte Erzählung ›Ein Wildermuth‹ wird von Eberhardt als Exempel für die Überwindungsmöglichkeit einer Identitätskrise im Erzählen begriffen (202–211). Und Holger Gehles These, Bachmann habe mit ihren Werken von Anfang an gegen den Holocaust angeschrieben, wird nach ihrer Überprüfung am Früh- und Spätwerk im Hinblick auf die frühe, primär bedeutsame Kontroverse mit Heideggers „Irrationalismus“ und die Tatsache, dass die Holocaust-Topik erst wesentlich später einsetzte relativiert. Die Exkurse ufern jedoch nie selbstzweckhaft aus, sondern konzentrieren sich auf die Gewinnung weiterführender Belege für die zentrale Argumentationslinie. Hervorzuheben ist, dass der Verf. seine analytischen Befunde nicht nur durch die Auswertung des jeweils relevanten Nachlassmaterials absichert, sondern dafür offensichtlich auch die bis unmittelbar vor Abschluss seiner Arbeit erschienene neuste Sekundärliteratur eingearbeitet hat und sich, wo es angebracht ist, damit auch fundiert auseinandersetzt. So gewinnt die Untersuchung nebenbei auch noch die Funktion eines aktuellen Forschungsberichts. Gelegentliche polemische Untertöne in der sachlich berechtigten Kritik mögen dabei in einer Art „heiligem Zorn“ des Verf. begründet sein. In diesem Zusammenhang prangert er auch einen Missbrauch an, der sich in wissenschaftlichen Arbeiten jüngerer Datums manchmal tatsächlich beobachten lässt, nämlich den in der Argumentation unreflektierten und methodisch zu wenig abgesicherten Rekurs auf „kanonisierte“ Autoritäten. So heißt es etwa im Zusammenhang mit einem Derrida-Zitat: „[...] in diesem Fall soll die Erwähnung des prominenten Namens allein genügen, die Logik der Argumentation zu gewährleisten“ (397, Fn. 343).

¹⁴) Ebenda, S. 69.

Damit mag er manchem akademischen Lehrer aus der Seele sprechen. Korrekterweise ist auf zwei Druckfehler hinzuweisen: So heißt der Mitherausgeber der Anthologie ›Ergriffenes Dasein‹ (1953) nicht Friedhelm Kempf, sondern Kemp (110) und der Verfasser des Dramas ›Nach dem Sündenfall‹ und dritte Gatte Marilyn Monroes war Arthur, nicht Henry Miller, der allerdings eine Monroe-Biographie geschrieben hat (358). Unbeschadet solcher „kosmetischer“ Details vermag Eberhardts Untersuchung, gestützt auf die mit Kompetenz verarbeitete Materialfülle, in ihrer systematischen, anschaulich rezipierbaren Argumentationsweise mehrere neue Perspektiven und Interpretationsansätze für die Bachmannforschung zu eröffnen und so die Diskussion weiter voranzutreiben.

Robert Pichl (Wien)